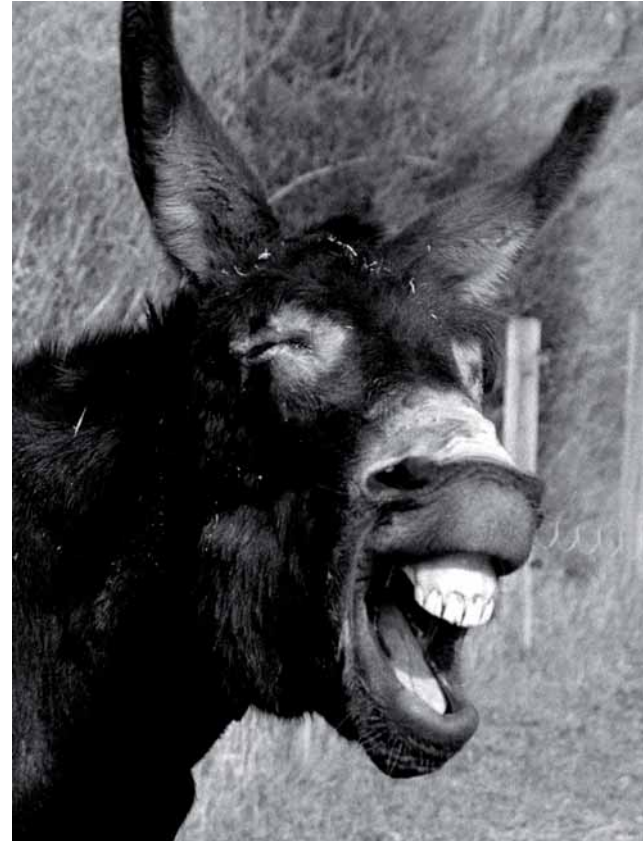




Inhalt:

Intro / Impressum	5
Der Würzburger Bloomsday	6
Sexsomnia ... und alles wird gut	9
Stangenspargel an Damenbrüstchen	12
Ich kleb' mir eins ...	14
Kunst für jedermann	20
Glück in Erlangen	23
Kraftfeld Mozart	24
Mitreißender Ballettabend	26
Häuser und anderes	28
Der Geist aus der Flasche	30
Short cuts	36

Kultur im Bild



Fotografien
aus der Würzburger
Kulturzeitschrift **nummer**

7. Juni - 25. Juni 2010

Schalterhalle
Sparkasse Mainfranken
Hofstraße 7, Würzburg

Öffnungszeiten:

Mo. Di. Mi. Fr. 8.30 - 16.30

Do. 8.30 - 17.30 Uhr



Tibet

Religion

Kunst

Mythos

Sonderausstellung

21. März - 30. Oktober 2010

Knauf-Museum Iphofen

Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel.: 0 93 23 / 31 - 5 28
oder 0 93 23 / 31 - 6 25 • Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 12 Uhr
und 14 bis 17 Uhr Sonntag 14 bis 18 Uhr www.knauf-museum.de

FARB WELTEN

VON MONET BIS YVES KLEIN

WERKE
DER
KLASSISCHEN
MODERNE
AUS
DEN
KUNSTMUSEEN
KREFELD

29. MAI
BIS
1. AUGUST
2010

MUSEUM
IM
KULTURSPICHER
WÜRZBURG

Museum im Kulturspeicher
Veitshöchheimer Str. 5
97080 Würzburg
www.kulturspeicher.de
Fon +49 (0) 931 / 3 22 25-0

Öffnungszeiten
Di 13 – 18 Uhr, Mi 11 – 18 Uhr,
Do 11 – 19 Uhr
Fr, Sa, So 11 – 18 Uhr
Mo geschlossen

Juni 2010

Intro

Definitiv ist die Welt eine Scheibe. Mag die Erde auch rund sein, seit ungefähr zwei Wochen hat sich unser Weltbild geändert. Alles, was wichtig ist, ist platt, Entschuldigung – flach.

Seit das neue Spielzeug mit dem flachen, angebissenen Apfel auf dem Markt ist, müssen wir uns keine Gedanken mehr über Scheuklappen machen. Die können wir jetzt bequem als Statussymbol vor uns her tragen und wichtig tun.

Die Kinder bekommen wir nun problemlos wieder mal ins Freie zum Gameboy-spielen. Obwohl sie die runde Erde nicht mitbekommen, da komplett weggetreten in eine digitale Welt, sind sie wenigstens an der frischen Luft.

Mit der Wirtschaft geht es aufwärts, neue Giganten werden entstehen. Schließlich braucht es in der Glasscheiben-Welt jede Menge Glasreiniger und Fließtücher um die fetten Fingerspuren auf der Benutzeroberfläche zu entfernen.

Ein schönes Wort: Benutzeroberfläche. Auf der runden Erde sind wir ja gerade wieder mal dabei, diese kräftig einzusauen. Offensichtlich ist es schwierig bei großen, runden Sachen etwas in den Griff zu bekommen, vor allem, wenn man Löcher in die Benutzeroberfläche bohrt. Aber dank Computer-Flachmann sind wir zumindest immer und überall über den echten Stand der Apokalypse informiert. Wenn's zuviel wird – husch mit dem Finger darüber gewischt und weg damit. Glasreiniger drauf, Fließtuch hinterher. Tolle Sache, nächstes Thema.

Was aber, wenn nun der Ball über den Rand der Scheibenwelt ins Aus kugelt? Was machen wir dann? Wer holt den?

Die Redaktion

nummersechsfünzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare
Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15–17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 41 3937 · mail@nummer-zk.de

Bankverbindung

VR-Bank Würzburg · BLZ 790 900 00
Konto 78 417 · Kontoinhaber: Kurve e.V.

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Renate
Freyeisen [frey], Frank Kupke, Lioba
Schönbeck, Ulrich Karl Pfannschmidt.

Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung
nach einem Konzept von Akimo
Umschlagfarbe HKS 82 N

Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:			
€ 100	Ganze Seite	180 x 240	(186 x 246)
Short Cuts:			
€ 80	Viertelseite	77,5 x 100	
€ 100	Halbe hoch	77,5 x 205	
€ 100	Halbe quer	160 x 100	
€ 200	Ganze Seite	186 x 246	
€ 250	Anschnitt/U4	186 x 246	
alle Maße: Breite x Höhe in mm			
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.			

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala	
€ 125	Pantone-Farbskala	
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

€ 42	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	10 x 1 Heft
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



Der Würzburger Bloomsday

Eine literarische Reise

Von Frank Kupke

Würzburg und Dublin haben so viel gemeinsam, dass es fast ein wenig verwunderlich ist, daß in der unterfränkischen Bischofsstadt der Bloomsday noch nicht begangen wird. Der eigentliche Bloomsday war bekanntlich Donnerstag, der 16. Juni 1904. Das war nämlich jener Tag, an dem das Buch „Ulysses“ des irischen Schriftstellers James Joyce spielt, der mit seinem opus magnum Homers „Odyssee“ ins Dublin des frühen 20. Jahrhunderts verlegt hat. Benannt ist der Bloomsday nach Leopold Bloom, einer der zwei Hauptfiguren im „Ulysses“. Die andere Hauptfigur ist Stephen Dedalus, das alter ego von Joyce. Der Bloomsday wird weltweit, aber vor allem in Dublin alljährlich von Joyce-Fans begangen und ist mittlerweile eine Touristenattraktion mit zahlreichen Veranstaltungen. Gäste und Einheimische vollziehen hierbei die Wege nach, die Bloom und Stephen im „Ulysses“ gehen. Wobei zu berücksichtigen ist, daß die beiden Hauptprotagonisten zunächst getrennte Wege gehen, bevor sie sich im 15. von insgesamt 18 Kapiteln an einem angemessenen Ort treffen: im Bordell. Und während der „Ulysses“ mit dem berühmten 40 000 Wörter langen, ohne Punkt und Komma geschriebenen Monolog von Molly Bloom endet, lassen die Bloomsday-Feierer den Tag oftmals mit einem irisch-wüsten Gelage ausklingen. „Der Bloomsday wird in Würzburg bislang nicht gefeiert“, sagt Jürgen Gottschalk. Und der Vorsitzende der Deutsch-Irischen Gesellschaft Würzburg e.V. fährt fort, Joyce selbst sei nie in Würzburg gewesen. Indes erinnert Gottschalk daran, daß immerhin zwei andere irische Schriftsteller in Würzburg weilten, und zwar John Millington Synge anno

1894 und Samuel Beckett im Jahr 1937. Ersterer stellte nach Gottschalks Worten in Würzburg fest, daß das Musikstudium nichts für ihn war, und somit wurde Synge – der Stadt am Main sei dank – für die Literatur gewonnen. Beckett sei offenbar von einigen Dresdner Freunden auf Würzburg aufmerksam gemacht worden. Der genaue Zweck seines dreitägigen Würzburg-Aufenthalts ist laut Gottschalk nicht geklärt.

Nun empfand Joyce für Dublin freilich dieselbe Haßliebe wie Mozart für Salzburg. Und nach 1912 hat Joyce nie wieder irischen Boden betreten. „Ulysses“ hat er 1914 bis 1921 in Triest, Zürich und Paris geschrieben. Dennoch wird der Bloomsday nicht zu Unrecht in Dublin groß gefeiert, befinden sich doch dort die Spielorte eines der bedeutendsten Buches der modernen Weltliteratur. Der Vorsitzende der Deutsch-Irischen Gesellschaft Würzburg erinnert sich, daß der Bloomsday vor einigen Jahren in Bamberg begangen wurde, bei dem unter anderem in einem 17 Stunden langen Lese-Marathon die wichtigsten Passagen des „Ulysses“ vorgetragen wurden. Schließlich soll ja das Lesen des Buches nach dem Willen von Joyce ziemlich genau so lange dauern wie die in dem Buch geschilderten Ereignisse: insgesamt einen Tag lang. Daß jener Bloomsday ausgerechnet in Bamberg stattfand, geschah indes offenbar nicht von ungefähr. Nicht nur weil Bamberg mindestens genauso altherwürdig ist wie Dublin, sondern weil dort auch der große deutsche Übersetzer des „Ulysses“, Hans Wollschläger (1935-2007), lebte. Und in punkto Katholizität kann es Würzburg, wenn schon nicht mit Dublin, so doch zumindest mit Bamberg allemal aufnehmen. Und natürlich können hier die Frankenapostel Kilian,



Hier beginnt der „Ulysses“: auf dem Martello-Tower im Sandycove. Foto: Privat

Kolonat und Totnan ins Feld geführt werden, die zwar nicht aus dem Gebiet des heutigen Dublin, aber immerhin aus Irland gekommen sein sollen, nämlich aus Mullagh in der jetzigen Grafschaft Cavan. Im Übrigen besteht seit nunmehr elf Jahren eine Städtepartnerschaft zwischen Würzburg und dem irischen Bray, das ja nur etwa 20 Kilometer südlich von Dublin liegt.

Und so ließe sich mit einiger künstlerischer Freiheit auch in Würzburg ein würdiger Bloomsday feiern. Joyce selbst hat sich ja beim Umgang mit Homer ebenfalls einige Freiheiten ausgenommen: der heidnische Ithaker Odysseus ist bei Joyce der nicht sonderlich religiöse Jude Leopold Bloom, Telemach ist der junge irische Tunichtgut Stephen Dedalus, und Penelope wird zur alles andere als treuen Ehefrau Molly Bloom – um nur die bekanntesten augenzwinkernden Abweichungen zu nennen. Mal abgesehen von den Schwierigkeiten bei der Umsetzung – die Kapitel 1 bis 3 und die

Kapitel 4 bis 6 des „Ulysses“ spielen gleichzeitig; mal abgesehen davon, daß sich die unendlichen sprachlichen Stilparodien, Zitate sowie literarischen und theologischen Anspielungen, die zahlreichen Rückblenden, Vorwegnahmen, labyrinthischen und den Leser scheinbar zunächst in die Irre führenden Passagen des „Ulysses“ kaum in irgendeiner Stadt wirklich realistisch umsetzen lassen (auch nicht in Dublin); mal abgesehen davon, daß man sich anfangs entweder für den Weg von Stephen oder Bloom entscheiden muß ... mal abgesehen von alledem, könnte der Würzburger Bloomsday als Pendant zum Martello-Tower in Sandycove um 8 Uhr mit einer feierlichen Rasur auf dem Schenkenturm beginnen (Telemach-Episode). Dann würde gegen 10 Uhr als Entsprechung zu Pauker Stephens Lohnbittgang beim Rektor der Besuch in einem Würzburger Gymnasium (Nestor) anstehen und etwa eine Stunde später ein meditativer Spaziergang statt an der Irischen See entlang des Würzburger Stadtstrandes folgen

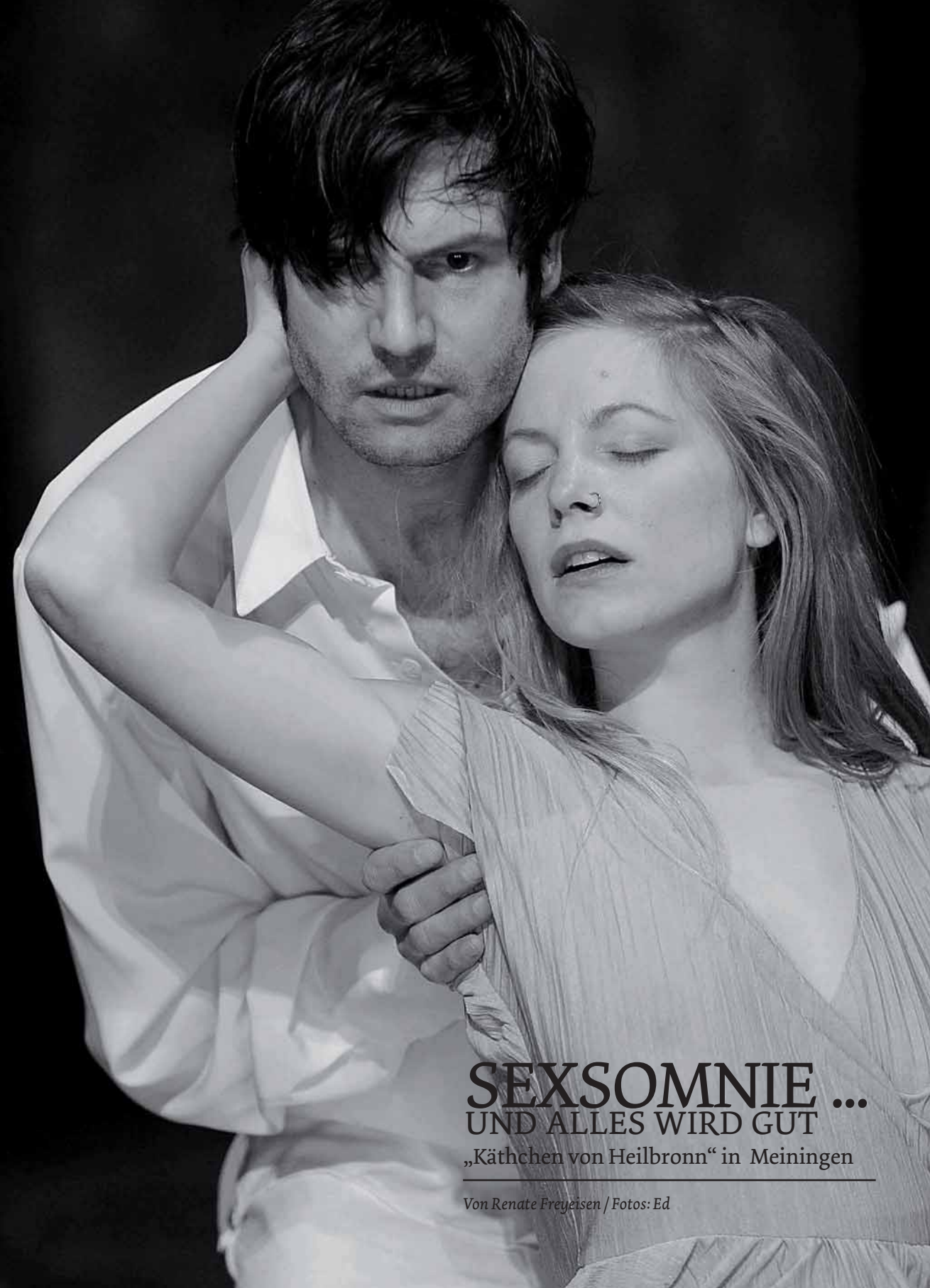


Ein Bloomsday ließe sich in Erinnerung an den 16. Juni 1904, dem Tag, an dem der „Ulysses“ von James Joyce spielt, auch in Würzburg feiern. Foto: Kupke

(Proteus). Wer's lieber mit Bloom hält, beginnt den Tag mit Gleichgesinnten gegen 8 Uhr am heimischen Herd mit dem Verzehr einer Schweineniere und dem Genuß von schwarzem Tee für alle männlichen und weiblichen Teilnehmer (Kalypso). Um 10 Uhr machen sich die Männer ins Sandermare (Lotophagen) auf, und um 11 Uhr geht's auf den Hauptfriedhof, um sich der Vergänglichkeit alles Irdischen zu gewärtigen (Hades). Wie Stephen und Bloom sucht man zur Mittagszeit den Chefredakteur einer Tageszeitung auf (die beiden verfehlen sich hier um Haaresbreite) – wahlweise auch in die Redaktion der **nummer** (Äolos), um anschließend, wie Bloom, Gorgonzola und Burgunder zu sich zu nehmen (Lästrygonen). Und zwar am besten in der Eßecke des Hublandtegut, von dort ist es nämlich nur noch ein kleiner Sprung zur Uni-Bibliothek, wo man um 13 Uhr, wie Stephen in der Nationalbibliothek, im Diskurs mit den anderen Bloomsday-Teilnehmern diverse theologische und literarische Klippen zu umschiffen hat (Scylla und Charybdis). So gestärkt geht's um 15 Uhr ins Gewühl der Schönborn- und Domstraße (Schwimmende Felsen), wo man sich im H&M an der holden Weiblichkeit und der Musik aus den Boxen ergötzen kann, ohne den akustischen und optischen Verlockungen zu verfallen (Sirenen). Um 17 Uhr geht's ins Café „Kult“, ins „Standard“ oder ins „Café Klug“, um sich vom neusten weltanschaulichen

Geschwätz vertreiben zu lassen (Zyklopen). Gegen 20 Uhr nähert man sich schüchtern ein paar Mädels am Stadtstrand (Nausikaa) und wohnt am späteren Abend, etwa gegen 22 Uhr, in der Missionsärztlichen Klinik einer Geburt bei (Ochsen des Sonnengottes). Es folgen nach Mitternacht ein Sightseeing in der Gattinger Straße (Circe) und eine Stippvisite in einem irischen Pub (Eumäus). Das Übernachtungsangebot bei einem neuen Bekannten lehnt man ab (Ithaka). Dann trennen sich die Wege aller Bloomsday-Freunde, um zur jeweiligen Gattin zurückzukehren (Penelope).

Sinnvoll wäre es bei dieser Tagesstruktur, den Main mehrmals zu überqueren und hierbei stets sein Entsprechungsstück vor dem geistigen Auge zu haben, die Liffey in Dublin. Möglich und wünschenswert ist es, einzelne Programmpunkte facettenreicher zu gestalten und beispielsweise, à la Bloom, einer morgendlichen Werktagmesse beizuwohnen. Und auf alle Fälle sollte man an jedem Würzburger Bloomsday drei Dinge immer zur Hand haben: eine Uhr, einen Würzburger Stadtplan und eine Ausgabe des „Ulysses“: alle drei, um den Roten Faden nicht zu verlieren und um – wenn gewünscht – ein wenig aus dem zur jeweiligen Uhrzeit gehörenden Abschnitt vorzulesen und sich so gemeinsam an der Sprache dieses kraftstrotzenden Buches zu erfreuen. ¶



SEXSOMNIE ... UND ALLES WIRD GUT

„Käthchen von Heilbronn“ in Meiningen

Von Renate Freyisen / Fotos: Ed

Heinrich von Kleist gilt als Meister der deutschen Sprache. Nur schade, daß man so wenig davon mitbekommt, wenn Schauspieler seine Texte nuscheln, sie schlecht artikulieren, sich auf ihren besonderen Rhythmus und Puls nicht einlassen können oder wenn man sie liest. Man muß sie hören. Wie schön die Sprache Heinrich von Kleists klingen kann, erlebten die Zuschauer bei seinem Schauspiel „Das Käthchen von Heilbronn“ am Meininger Theater. Hier wird noch gut gesprochen! Regisseur Thomas Goritzki schätzt den Klassiker sehr. Er stellt Kleist in seiner Kunst des Blankverses noch über Goethe und Schiller und an die Seite Shakespeares und meint, sein Werk sei „von geradezu symphonischem Klang“. Eigentlich ein Wunder, daß „Das Käthchen von Heilbronn“ nicht öfter auf dem Spielplan steht, denn auch die Geschichte selbst geht zu Herzen: Ein junges, hübsches Mädchen, Käthchen, sieht den ihr bestimmten Mann und fällt ihm blitzartig anheim, d. h. sie fällt aus dem Fenster, bricht sich die Hände und folgt ihm trotz aller Widerstände auf Schritt und Tritt. Dieser Mann aber, Graf Wetter vom Strahl, weist sie immer wieder ab, trotz eines irritierenden Traums in der Silvesternacht, als er zwischen Tod und Leben schwebte. Käthchen jedoch stürzt sich sogar für den Grafen ins Feuer, um ihm ein Futteral mit bedeutungslosem Inhalt zu sichern, wird auf wundersame Weise gerettet und offenbart im Schlaf unter dem Holunderbusch dem Grafen, der die Somnambule ausfragt, ihre reinen Gefühle. Als auch noch klar wird, daß sie die illegitime Tochter des Kaisers ist, kann sie ihre intrigante Nebenbuhlerin Kunigunde von Thurneck aus dem Felde schlagen, die der Graf aus Standesrücksichten beinahe gehehlicht hätte. Am Ende aber kriegen sich die füreinander Bestimmten, scheinen wie im Traum einander verfallen. Um Traum und Unbewußtes geht es nämlich in Kleists Stück. Und um eine höhere Ordnung, die man auch als Schicksal bezeichnen kann. Regisseur Thomas Goritzki ließ das Ganze, allerdings stark gekürzt, auf einer Bühne vor irgendwie aus dem Lot geratenen, gespaltenen, ruinösen Gebäuden ablaufen (Ausstattung: Katrin Busching). An die Ritterzeit, in der alles spielt, wird nur erinnert durch scheppernde Eisenteile, Bruchstücke von Rüstungen, welche die wehrhaften Mannen hinter sich herschleppen, damit auf den Boden schlagen und viel nervtötenden Krach erzeugen. Alle tragen ansonsten heutige Kleidung. Kunigunde, ständig verwandelt mit Perücken und glänzenden Roben, wird gezeigt als eine glatte, völlig künstliche Schönheit. Damit berechnet sie

ihre Wirkung auf Männer; doch fast nichts an ihr ist echt, zu sehen, als sie von Käthchen im Bad überrascht wird. Mit ihren Prothesen und sonstigen Hilfsmitteln erinnert sie ein wenig an die herzlose „Alte Dame“ von Dürrenmatt. Liljana Elges zeichnete diese Kunigunde schrill und oft etwas übertrieben, in ihrem Ständesdünkel und ihren Machenschaften so richtig unsympathisch. Eine Gegenfigur zu diesem menschlichen Scheusal ist der Cherub von Hans-Joachim Rodewald, ständig mit Rollkoffer unterwegs, in Trenchcoat und mit Strickmütze, ein Softie mit einem zerrupften Engelsflügel als Attribut, eine rätselhafte, ständig im Hintergrund wirkende Gestalt, deren Schritte lange vor dem Erscheinen zu hören sind und lange nachhallen. Gerade diese sehr ruhigen Momente waren ein starker Kontrast zu den lauten Auftritten der Ritter; das gab der Aufführung etwas Zwiespältiges. Wann immer aber Käthchen auf der Bühne war, erhielt die Inszenierung einen gewissen Zauber. Denn Sophie Lochmann verkörperte auf ideale

Weise dieses unschuldig reine, ganz natürliche Wesen, mädchenhaft zart und doch energisch, stets sich selbst gewiß. Heutzutage allerdings schwer zu ertragen: Wenn Käthchen den Geliebten als „mein hoher Herr“ anspricht, sich ihm geradezu unterwürfig andient, dann scheint das Patriarchat verfestigt. Doch Käthchen kümmert sich nicht um gesellschaftlich angemessene, weibliche Verhaltensweisen, ist nur fixiert auf ihre Liebe. „Ihr“ Graf vom Strahl, Harald Schröpfer, gebärdete sich entsprechend seinem männlichen Selbstverständnis oft grob, unerträglich autoritär, nur von Ständedenken und Fehlurteilen geleitet. Er erwies sich nur äußerlich als stark; denn er ließ stets eine gewisse Neigung zu Käthchen durchspüren, getraute sich aber offensichtlich nicht, dem nachzugeben. Später gesteht er dann, daß „die ganze Empfindung der Weiber“ über ihn gekommen sei, so daß seine Tränen fließen. Er ist also innerlich eher weich, unentschlossen. Anders Theobald, Käthchens vermeintlicher Vater. Michael Jeske zeichnete ihn

aufrecht, ein wenig einschichtig, unglaublich stolz auf „sein“ Käthchen und bedacht auf ihre Ehre. Ulrich Kunze aber als Kaiser leugnet zuerst seine Vaterschaft; erst als er gar nicht anders kann, gestand er locker, fast so nebenbei seinen Fehltritt – eine eher zwiespältig zu beurteilende Persönlichkeit. Renatus Scheibe als Gottschalk, Knecht des Grafen vom Strahl, mußte heftig herumtoben, Max Reimann als Graf Otto war als oberster Richter, der sein Urteil vom Balkon herunter verkündet, von schneidender Diktion. Die eigentlich starke Person in diesem Kleist-Stück ist eindeutig das zarte Käthchen: Sie geht ganz unbeirrt ihren Weg. Zwei Seiten aber hatte das märchenhaft-romantische Bühnenspektakel: eine hochdramatische wie in der Feuerprobe; aber auch eine stille, gefühlvolle wie beim Schluß, als sich das Paar endlich gefunden hat. Die Zuschauer feierten die Premiere begeistert, die letzte im Haus vor der Renovierung. ¶

Im Schlaf offenbart Käthchen (Sophie Lochmann) ihre Liebe - natürlich ihrem Graf Wetter vom Stahl (Harald Schröpfer).





Der kochende Fotograf Norbert Schmelz

Stangenspargel

an

Damenbrüsten

Fotoarbeiten von Norbert Schmelz im
Würzburger Künstlerhaus

Text und Foto von Achim Schollenberger

Norbert Schmelz ist schlau. Auch ist er lange im Geschäft. Der Würzburger Fotograf und Koch weiß mittlerweile wie man Gäste anlockt. Am besten klappt das, unzählige Vernissagen haben es hinlänglich bewiesen, wenn die Besucher, haben sie die oft langen Einführungsreden samt musikalischer Umrahmung überstanden, mit Leckerli in fester und flüssiger Form belohnt werden.

Freie Kost (irgendwann gibt es die Logis bestimmt dazu) lenkt das Wohlwollen des Betrachters später weg vom leergegessenen Teller zum Objekt an der Wand. Vielleicht. Norbert Schmelz sticht aus der Menschenmenge im Künstlerhaus im Kulturspeicher heraus.

Öffnungszeiten: Mi/Do 9 -18, Fr 11-18, Sa 13-18, So 11-18 Uhr. Leider kocht Norbert Schmelz aber nicht mehr vor Ort.

Als rot gewandeter „Cookie“ ist die Hauptperson des Abends sofort optisch auszumachen. Er steht weit hinten im Kellergeschoß dort, wo es auch verführerisch nach gebratenen Gambas duftet. Hier kocht der „Chef des Abends“ persönlich.

Um dahin zu gelangen, muß man freilich erst mal an den Fotoarbeiten an den Wänden vorbei. Für den kleinen optischen Hunger zwischendurch ist also gesorgt. Kohlblätter bedecken teilweise den wohlgeformten Frauenkörper, weiße Spargelspitzen schmiegen sich an die weiche Frauenbrust, dazwischen drängt sich eine rote Paprika. Alles wird „Soulfood to go“.

Schmelz spielt bei seinem Seelenfutter zum Mitnehmen mit Worten und Motiven, mixt sie zusammen wie einen Cocktail, immer darauf bedacht, daß die Ingredienzien auch miteinander harmonieren. Weibliche Schönheit verbindet sich mit Chili-Schoten, Mais, Zwiebel, anderem frischem Gemüse und Schokolade. Die mit Olivenöl betröpfelte Gabel fördert, wie das Gesäß mit dem knisternden Feuer, augenzwinkernd Assoziationen. Schmelz hat seine digital bearbeiteten Arbeiten auf gerissenes Büttens-Papier drucken lassen. Dadurch bekommen sie einen weichen Ton, was auch den Farben eine dezente Wirkung gibt. Der Verzicht auf bunte Knallbonbons unterstützt die angewandte „Sandwich-Technik, bei der mehrere Motive und Bildebenen miteinander verwebt werden. Der Künstler und Koch versteckt in einigen Bildern eine gute Prise Erotik, ohne dabei geschmacklos zu werden. Auch hat sich unter die Models ein fischer Mann geschlichen. Sein Konterfei mit scharfen Küchenmessern, entlockt beim Eröffnungs-Event zwei charmanten Betrachterinnen spontan die Frage an den Fotografen, ob er die Telefonnummer des abgelichteten „scharfen Schönen“ parat hätte. Es ist also für alle was da. Nach dem Augenschmaus und einer kurzen(!) Einführung, bittet der Chefkoch zur heißen Grillplatte. Die Vernissagengäste dürfen nun die auf Mango- Dip gebetteten, fertigen Meeresfrüchte zuzeln und noch einmal eine Runde drehen. Bevor der Nachtsch kommt. Und gleich bekommen die Werke des kochenden Fotografen einen neuen Geschmack. Oder heißt es fotografierender Koch?

Ein Schmankerl paßt allerdings nicht so recht ins Bild. „Abwedeln“ hat Schmelz das Tierporträt genannt. Ein kleiner, halber Hund, dazu mehr Schwanz als Körper? Es ist die humorvolle Reminiszenz an den Beruf des Fotografen, der einstmals, vor dem Digitalen Zeitalter, in der Dunkelkammer beim Entwickeln der Bilder „abwedelte“. Köstlich. ¶

Ich kleb' mir eins...

Im Bann der Sammelbilder auf dem 14. Internationalen Comic Salon in Erlangen

Text und Fotos von Achim Schollenberger

Vor den bewachten, geschlossenen Türen stehen die Warteschlangen. In der grauen Menge sind ein paar seltsam gewandete Manga-Prinzessinnen, trotz des Regens ohne schützende Klarsichtfolie, und ein paar dunkle, mysteriöse Gestalten auszumachen. Die Unruhe wächst. Drinnen in der Markthalle ordnen die Marketender ihre knallbunten Hefte. Die Bleistifte der in unauffälligem Schwarz gekleideten Zeichner sind gespitzt und warten auf weiße unberührte Blätter Papier. Der Ansturm auf den 14. Internationalen Comic Salon kann beginnen. Und am Fronleichnam, Schlag 12, erobern die Comic Fans die Kongreßhalle am Rathausplatz in Erlangen.

Die eindringende Horde teilt sich, ein linker Zug erobert die besten Plätze bei Spiderman, den grünen, blauen oder roten Rächern im Marvel-Universum. Der rechte dringt ein ins franko-belgische Comic-Territorium und sichert sich dort die besten Plätze an den Ständen. Wer zuerst kommt, malt zwar nicht, das überläßt er den Profis, aber er ergattert vielleicht ein limitiertes Sonderheft der einen oder anderen Comic-Serie. Versprengte Grüppchen suchen in der Zwischenzeit die kleineren Verlage. Auch dort gibt es Neuheiten und manchmal signierte und vom Schöpfer persönlich mit einer Zeichnung verzierte Alben.

Eigentlich ist alles wie immer und doch hat ein Gegenstand die Sammler fest im Griff, lenkt die Wege derselben. Es ist das noch jungfräuliche Stickeralbum zur Veranstaltung. Zum zweiten Mal haben die Verlage, Veranstalter, Händler, einzelne Zeichner und örtlichen Geschäftleute ein Album solcher Art herausgegeben. In der Hoffnung, daß die Sammler auch jede Verteilerstation ansteuern werden und so der Comic Salon nicht zum örtlich begrenzten, sondern zu einem sich über die ganz Erlangen ausbreitender Virus der Neunten Kunst wird. Gratis als Begrüßungs-gabe dargereicht, wartet es auf Futter.

Es scheint auch zu funktionieren. Schnell haben die Jäger der zweidimensionalen, klebenden Kultgaben die Witterung aufgenommen. Schon nach wenigen Minuten sieht man am zentralen Ort des Geschehens der Heinrich-Lades-Halle Menschen über ein Album gebeugt sitzen und Bildchen einkleben. Praktisch, wenn manche Großverlage gleich acht oder neun Sticker parat liegen haben. Nummer 47, Donald Duck, Sicherheitsfolie weg und eingepappt. Hella von Sinnen, oups, was macht die denn hier, rechts oben darüber auf die 45. Die Secret Warriors haften auf der 12, die Abrafaxe auf den Plätzen 36 bis 41. Falk und Sigurd warten auf ihr klebriges Schicksal genauso wie der 60 Jahre alte Mecki samt seiner Kumpane. Nach und nach füllt sich das Album mit bunten Bildchen, die Konterfeis der Zeichner und ihrer Serien finden ihren Platz in der Chronik des Salons. Sammeln macht süchtig und das Stickeralbum beweist trefflich, wie der Besuch einer Veranstaltung auch in Dauerstreß ausarten kann. Natürlich will jeder das Ding voll kriegen. Und bei 222 leeren Bildplätzen (plus einem vergessenen, nämlich die Nummer 128) kommt, das merkt der einzelne Jäger bald, eine gewaltige Laufleistung zusammen. Hinterlistig ist die Mittelseite des Albums. Dort verkünden die noch weißen Rechtecke, wo überall in der Stadt verteilt, die einzelnen Trophäen zu finden sind. Also latscht man los in die nähere Umgebung. Der Weg führt, gleich dem Hasen, zum Igel. Mecki, der lustige Bursche und seine Gefährten feiern ihren 60. im Kunstmuseum Erlangen. Dort lohnen sich nicht nur die acht Sammelbilder (102-108, plus 114), die Schau mit vielen original Zeichnungen aus Meckis Abenteuerleben und nebenan die nimmermüde Kreativität des Musikers, Autors und Zeichners Kevin Coyne, der zu Lebzeiten jede seiner CDs mit einem gezeichneten Unikat Cover verziert hatte, sind einfach sehenswert. Aber die Zeit drängt, weiter geht's ans andere Ende der Hauptstraße ins kilometerentfernte Stadtmuseum um sich das passende Bildchen zu den gezeichneten Kindheitserinnerungen zwischen Ost und West zu holen.

Glücklicherweise gleich daneben, in einem „besetzten“ leerstehenden ehemaligen Gummiwarenladen zeigen Studenten der Hochschule für Gestaltung Offenbach ihre Beiträge zur Comic-Kunst. Und wieder gibt es einen Papper. Zwei Studentinnen sitzen auch im Foyer der Universität. Ein wenig Frust klingt durch, wenn sie erzählen, daß die Leute eigentlich nur wegen des Aufklebers kommen. Kaum einer schaut sich die ausgestellten Originale an. Das kennt auch die junge Frau am



Ich sammle, also bin ich.



Empfang des Manhattan Kinos samt Cafe, Kleber Nummer 120. Sie rückt für jeden Suchenden nur zwei Exemplare heraus. Wieso daß denn? Man erfährt, daß mittlerweile Tauschkolonnen unterwegs sind und die Bildchen abgreifen. Jede übernimmt einen anderen Bezirk, so spart man Energie und Kraft. Man trifft sich nachher zum Tauschen auf dem Platz oder in der Halle. Doch nicht immer haben sie Glück. Die Lamm-Lichtspiele, Bild 119, haben noch zu. Ein Problem wird auch sein den Schwarzen Ritter, Nummer 117, zu ergattern. Bei Öffnungszeiten von 20 Uhr bis nach Mitternacht, sollten die ganz jungen Sammler am besten ihre Eltern mitnehmen, bevor es zuhause Ärger gibt.

Die Sammel-Wut oder Leidenschaft treibt bizarre Blüten. Wie eine fleischfressende Pflanze fordert das Album seine Nahrung. Eine Limitierung oder Verweigerung wirkt wie reinstes Gift.

Ein ganz schlauer Verleger, getarnt als „Chefveteran“, rückt zwar bereitwillig sechs Aufkleber heraus, den siebten aber, mit seinem Konterfei klebt er nur persönlich ins vorgelegte Album. Man merkt richtig den Spaß, den er daran hat. Alt-68er Geschichtchen gibt es dazu gratis. Eine Dame, sie hat ihr Album „vergessen“, hat Pech. Im Comic, wie im richtigen Leben, geht es manchmal gnadenlos zu. Entweder mit Album wieder kommen, oder den Traum von einer Komplettsammlung begraben. Warum er das macht? Die Leute kommen doch nur wegen dem Sticker, erklärt er. Keiner interessiert sich für meine tollen Comics auf dem Tisch.

Vielleicht hat der Mann recht. Trübt bei vielen Besuchern der Kleber schon den Blick für die vielen Originale und Raritäten der Zeichenkunst und Illustration, die es eigentlich immer beim Comic Salon zu entdecken gibt? Hat jemand Krazy Kat, die Kinder Kids und Little Nemo aus den Kindertagen des Zeitungsstrips in der großen Ausstellungshalle besucht, bei den Westernhelden Blueberry, Jerry Spring, Comanche vorbeigeschaut? Oder ein Gespräch gesucht mit den vielen, jungen Talenten an ihrem Präsentationsstand, die mit Leidenschaft und Fleiß versuchen, den Traum vom professionellen Zeichner Wirklichkeit werden zu lassen? Ist nur ein kleines Klebebild wichtig, das man in ein nicht mal sonderlich gut designtes Album pappen kann? Eine gute Idee wird seltsam kontraproduktiv.

Plötzlich ist man müde, hat man die Zeit vergessen und die anderen Sachen sowieso. Man fragt sich langsam, was man eigentlich da tut. Und warum? Man merkt, daß es nicht gelingen kann, an einem Tag alle Bilder zusammen zu bekommen. Manche gibt es erst ab Samstag, andere nur während der



Ich bin sowieso.

Geschäftsöffnungszeiten. Die Krönung, den begehrten Bonus-Sticker Nummer 2, kriegen sowieso nur die Glücklichen, die alle anderen Bildchen brav eingeklebt haben und dies auch beweisen können. erinnert irgendwie an die Schulzeit mit dem Hausaufgaben-Heft.

Und dann stolpert man abseits vom Messetrubel, losgelöst vom Klebebild-Wahn, in eine Oase der Stille und findet überraschend noch eine tolle Idee die den üblichen Rahmen sprengt. Comics in einer echten Kirche? Ungewöhnlich. Man läßt sich einfangen von der Ruhe und der gelungenen Präsentation über die Comics und das Religiöse die auf den Kirchenbänken montiert sind. Und bleibt mal ein Weilchen sitzen. Sticker Nummer 115 ist wirklich jede Mühe wert. Aber das ist schon nicht mehr wichtig. ¶

Ein paar Fakten zum 14. internationalen Comic Salon:

Zuschauer: 25 000

Anwesende Comickünstler: ca. 300

Aussteller: 130

Begleitende Ausstellungen in der Erlangen Innenstadt: rund 30

Nächster Comic Salon: 7. bis 10. Juni 2012



Wesen vom anderen Stern - unverpackt, trotz Regen. Comic-Salon Erlangen

Kunst für jedermann

artbreit glänzte mit Besucherzahlen und facettenreicher Kultur



Text und Fotos von Frank Kupke

Kultur wird hier schon seit den alten Römern groß geschrieben. Seine erste wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit erlebte die Stadt am südlichsten Punkt des Mains in der frühen Neuzeit. Kein Wunder, daß sich Marktbreit zu einem Zentrum von Kunst und Kultur entwickelt hat, das weit über die Region hinaus strahlt. Zu verdanken hat die Stadt am Main dies der alle zwei Jahre stattfindenden Veranstaltungsreihe artbreit. Und die diesjährige artbreit verlief so gut, wie es besser nicht hätte sein können. Was nicht nur an dem sagenhaft guten Wetter lag – sagenhaft, weil es die Tage vor und nach artbreit kühl und regnerisch war. Zu verdanken hat dies artbreit vielmehr zwei Faktoren: den sicher auch mit den günstigen meteorologischen Voraussetzungen zusammenhängenden enormen Besucherströmen und der schier unübersehbaren Fülle von Veranstaltungen am diesjährigen artbreit-Wochenende. So kann sich Dr. Claus Peter Berneth, der Vorsitzende der Altstadtfreunde im Marktbreiter Heimatverein (Veranstalter von artbreit) ist, mehr als zufrieden zeigen. Berneth berichtet auf Nachfrage der **nummer**, daß sich wie

in den vergangenen Jahren bis zu 8000 Besucher nach Marktbreit aufgemacht hatten. Die Stadt hatte sich für den „Delta Blues“ – so das ein wenig ironisch gemeinte, von der Mündung des Breitbachs in den Main inspirierte Motto der Veranstaltung – komplett in einen quirligen Veranstaltungsort, in eine Out- und In-door-Galerie verwandelt. Unpräzise präsentierten die bildenden Künstler und Musiker ihre Werke in dem Gewirr aus Straßen und Gäßchen unter freiem Himmel und in den zu Galerien umfunktionierten Ladengeschäften und anderen Ausstellungsflächen. Daß

das Konzept der Veranstaltung auch heuer wieder aufging, lag nicht zuletzt an der unverkrampften Art, mit der dies geschah, sodaß es mit der diesjährigen artbreit einmal mehr gelang, die breiten Massen für moderne Kunst zu begeistern. Völlig zu Recht trägt die Veranstaltung deshalb den Untertitel „Das Kunstfest“. Dieser Festcharakter prägte bereits die Eröffnungsveranstaltung, die in diesem Jahr erstmals als Eröffnungskonzert gestaltet war. In der gut besuchten St. Nikolaikirche stellten hierbei das Balkan Cello Quartet und die Pianistin Aleksandra Romanic ihr Können unter Beweis. Das Balkan Cello Quartet brillierte nicht nur mit einigen Nummern aus dem Bereich der klassischen Musik, sondern insbesondere mit Arrangements von Balkan-Volksliedern. Die große Authentizität der Balkan-Melodien rührte freilich unter anderem daher, daß die Cellisten ihre eigene Folkloretradition vorstellten. Denn die Cellisten kamen vom Balkan: Lana Kostic und Miran Zrimsek aus Bosnien-Herzegowina, Mladen Miloradovic aus Serbien und Bojana Tadic aus Montenegro. Mit ihrem gemeinsamen Musizieren

Köpfe von Dao Droste



„Visite astrale“ von Michel Favre (2009).

setzten die Instrumentalisten, die allesamt aus Nachfolgestaaten des früheren Jugoslawien stammten, ein Zeichen der Völkerverständigung zwischen den noch in den 90er Jahren im Krieg bis aufs Blut verfeindeten Staaten – ganz abgesehen davon, daß die vier Cellisten eine schlichtweg grandiose und mitreißende interpretatorische und technische Leistung darboten. Das galt auch für die in Zagreb geborene Aleksandra Romanic. Die in Kroatien geborene und in München lebende Konzertpianistin glänzte insbesondere mit ihrem großartigen Vortrag von vier Rachmaninow-Präludien. Die Herkunft der Solistin wie auch des Balkan Cello Quartet aus dem früheren Jugoslawien war nicht von ungefähr. Die Cellisten und die Pianistin gehören nämlich dem Verein „Ars Bosnae“ an, der seinen Sitz in Bremen hat und dem bildende Künstler und Musiker aus dem Gebiet des früheren Jugoslawien und vor allem aus Bosnien-Herzegowina angehören.

Die kunst- und musikbegeisterten zumeist jungen Leute von „Ars Bosnae“ setzten bei der diesjährigen artbreit einen unübersehbaren und unüberhörbaren Akzent. Vor allem durch die mit Lesungen angereicherte Gruppenausstellung im Alten Lagerhaus. Hier empfingen den Besucher die überlebensgroßen aus Draht angefertigten Tier-Skulpturen von J. H. Tepe und Amir Omerovic. Das Figurative überwog auch in der hier gezeigten Malerei und Grafik. Oft stand die kritische bis spielerische Thematisierung des Menschen nach dem Fall der Großideologien im Zentrum. So etwa bei den handwerklich und künstlerisch überzeugenden Arbeiten des aus dem bosnischen Bihac stammenden Jasko Trnjanin. Selten ist es zu sehen, daß ein für das Neue aufgeschlossenes Publikum sich so lebhaft und interessiert an Kunst und Künstlern zeigt, wie hier auf der artbreit. Das galt auch für jemand, dessen Ausstellung

zeitgleich mit der artbreit eröffnet wurde, die aber noch bis zum 2. Juli in der Galerie „ton art“ zu sehen ist: den Schweizer Skulpteur Michel Favre. Wie Altstadtfreunde-Vorsitzender Berneth sagt, hat er schon seit vielen Jahren versucht, den Künstler nach Marktbreit zu holen. Jetzt ist es endlich gelungen, freut sich Berneth. Zu Recht. Denn die filigranen Bronzeplastiken – allesamt Unikate – haben es buchstäblich in sich. Favre stellt winzige menschliche Figuren in ein zumeist technoides Umfeld, bei dem er Ready-made-Elemente mit klassischem Bronze-guß verbindet. Der Künstler, der während der Zeit der artbreit selber in der Galerie war, verweigert schelmisch lächelnd eine Antwort auf die Frage danach, ob er die Menschen als Gefangene der von ihnen selbst geschaffenen Technik oder als Anbeter der Maschinen zeigen will. Ungewöhnliche Proportionen, Ironie und Zivilisationskritik mischen sich in diesen mitunter bühnenbildhaften Skulpturkompositionen, in denen anonyme Männchen mit überdimensionierten Gebrauchsgegenständen und dreidimensionalen geometrischen Formen mal ringen und mal sich ihnen gegenüber geschlagen geben.

Ganz anders als die das menschliche Assoziationsvermögen anregenden Arbeiten Favres, setzten die

Das Balkan Cello Quartet und die Pianistin Aleksandra Romanic (M) beim Eröffnungskonzert von artbreit in der St. Nikolaikirche.



Skulpturen, die am artbreit-Wochenende in den Gassen und auf den Straßenecken in Marktbreit zu sehen waren, oftmals auf die große und, bei aller Bewegung, dennoch harmonische Form. Etwa die herrlich dynamischen Arbeiten von Karl Henning, Dao Droste und Rudolf Kurz. Technisch brillant und künstlerisch ungeheuer einfühlsam waren die neuen Porträts, die Renate Jung im Wertheimerhaus zeigte. Die Künstlerin bot Besuchern zudem an, sich von ihr porträtieren zu lassen. Experimentell und bezaubernd zugleich präsentierte sich die Installation von Katharina Hinsberg im Schiff „Arte Noah“ des Würzburger Kunstvereins, das für die artbreit in Marktbreit vor Anker gegangen war.

Und zwischen all der schier unübersehbaren Menge an bildender Kunst gab's an fast jeder Ecke nicht nur Lukullisches, sondern vor allem: Musik. Das reichte vom funkigen Rock der Monkeyman Band über den bavarisch angehauchten Jazz der Unterbiberberger Hofmusik bis hin zum Klezmer von Huljet – und, und, und. So hat die diesjährige artbreit ihr Versprechen, ein Kunstfest zu sein, mehr als gehalten. Es war ein fantastisches Kulturevent für Laien, Experten und – ja, für jedermann. So darf man auf die nächste artbreit, die nach Berneths Worten auf alle Fälle stattfinden wird, gespannt sein. Das Motto für 2012 steht noch nicht fest. ¶

Während Würzburg in der Apokalypse schwelgt, sucht Erlangen die schönen Seiten des Lebens. Glücksgefühle werden diese Besucher der Ausstellung „Glück“ empfinden, wenn sie von der gigantischen Waage wieder heruntersteigen. Die zeigt nämlich ein paar Dutzend Kilo zuviel an. Das freut doch jeden, der sich vorgenommen hat, ein paar Kilo abzuspecken.

Das Kunstwerk „The Big Scale“ von Aleksandra Mir ist der nicht zu übersehende und begehrt Anziehungspunkt im Eingangsbereich des neu renovierten Kunstpalais im Palais Stutterheim. Nicht nur die Arbeiten von 16 internationalen Künstlern lohnen den Besuch, die schmücken Präsentationsräume am Marktplatz machen dazu neugierig. ¶ Bis zum 25. Juli.

Text und Foto: Achim Schollenberger

Glück in Erlangen



Kraftfeld Mozart

Das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks spielt beim Würzburger Mozartfest die so genannte „Kleine g-moll-Symphonie“

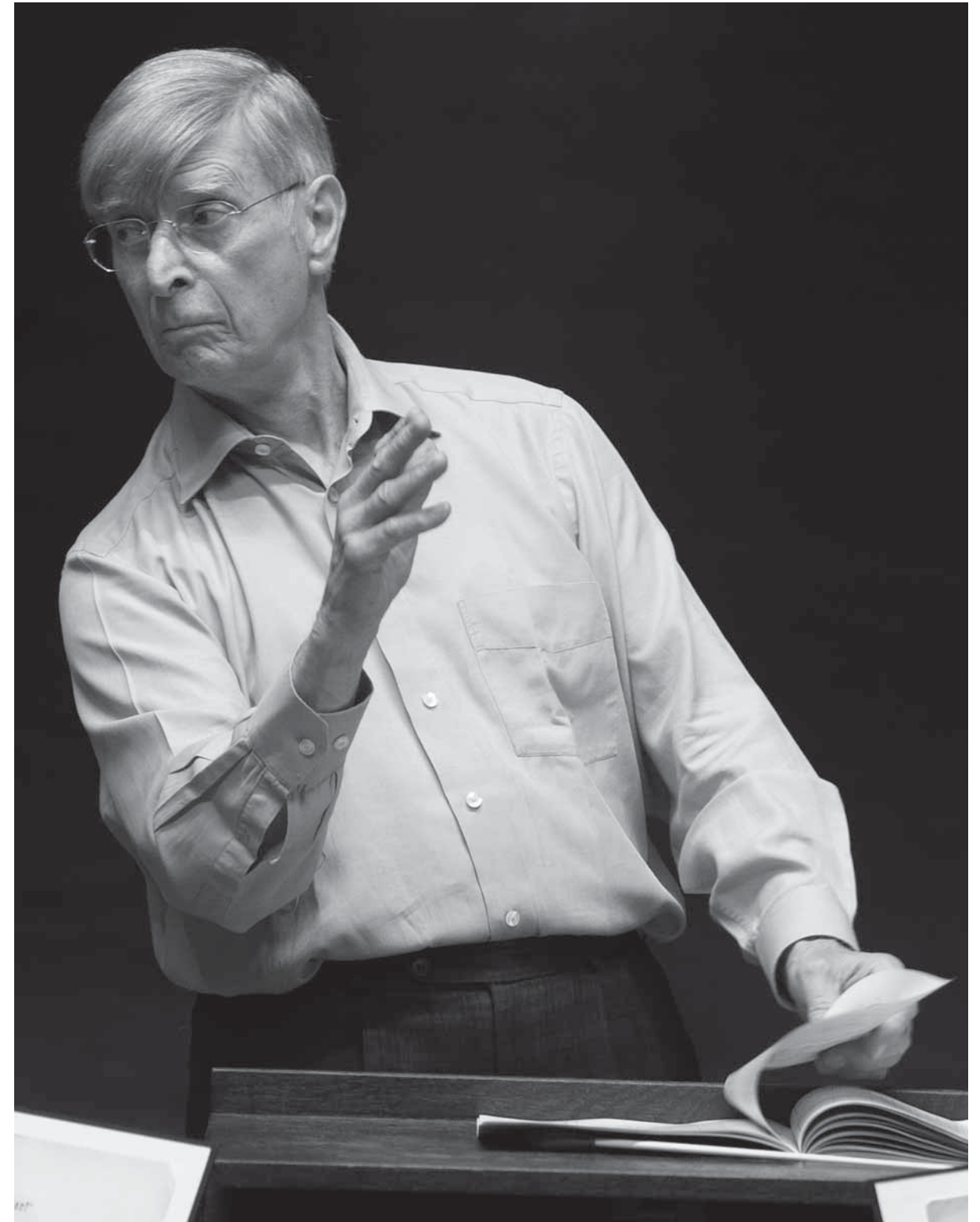
Von Frank Kupke / Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach



Es gilt nicht nur in Bayern, sondern in ganz Deutschland und auf internationalen Konzertpodien als einer der besten und gefragtesten Klangkörper: das Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks. Und so ist es keine Selbstverständlichkeit, daß das Symphonieorchester des BR sich auch heuer wieder beim Würzburger Mozartfest die Ehre gibt. Erst jüngst sorgten die BR-Musiker, deren Instrumentengruppen an allen Pulten mit Spitzenleuten besetzt sind, unter dem Dirigenten Herbert Blomstedt mit einer umjubelten Aufführung der „Kindertotenlieder“ von Gustav Mahler im Münchner Herkulesaal und im Smetana-Saal des Prager Gemeindehauses (Obecní dum) für Furore. Beim Würzburger Mozartfest spielt das BR-Orchester in den zwei Aufführungen seines Programms am 17. und 18. Juni jeweils um 20 Uhr im Kaisersaal der Residenz keinen Mahler, sondern, der Veranstaltungsreihe angemessen, Mozart und Haydn.

Gespannte Erwartungen dürften sich hier insbesondere auf die Interpretation der beiden Mozart-Werke richten. Werden die Musiker doch die Symphonie KV 183 aus dem Jahr 1773 spielen, die, um sie von der bekannteren g-moll-Symphonie KV 550 von 1788 zu unterscheiden, zu Unrecht immer als die „Kleine g-moll-Symphonie“ bezeichnet wird. In Wirklichkeit ist die frühe g-moll-Symphonie ein kompositorisches Kraftfeld in Sachen Ausdruck

und Struktur. Außerdem wird an beiden Abenden eine der tiefstinnigsten und, im ersten Satz, unheimlichsten Kompositionen Mozarts erklingen, das d-moll-Klavierkonzert KV 466. Solist ist der ungarische Pianist András Schiff, der in Würzburg zudem auch sämtliche Werke dirigieren wird. Wie es denn überhaupt ein erstaunliches Phänomen ist, dass das Symphonieorchester des BR nicht nur unter seinem jeweiligen aktuellen Chefdirigenten – im Moment ist das Mariss Jansons – famose Leistungen zeigt, sondern auch unter Gastdirigenten. So etwa beim Mozartfest im vergangenen Jahr unter dem weltberühmten Mozart-Experten Sir Neville Marriner mit der Pariser Symphonie von 1778. Freilich sind es vor allem die Namen seiner Chefdirigenten, mit denen das 1949 gegründete BR-Symphonieorchester verbunden wird – allen voran der unvergeßliche Rafael Kubelik (1914-1996), der von 1961 bis 1979 BR-Chefdirigent war und der insbesondere durch die Gesamteinspielungen von Smetanas Zyklus „Mein Vaterland“ sowie sämtlicher Mahler-Symphonien Maßstäbe für die Einspielung von Musik des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts gesetzt hat. Erster Chefdirigent war Eugen Jochum (bis 1960), auf Rafael Kubelik sollte eigentlich Kirill Kondraschin folgen, der aber starb, ehe er sein Amt antreten konnte. So folgten Sir Colin Davis (1983 bis 1992), Lorin Maazel (1993 bis 2003) und der jetzige Chefdirigent Mariss Jansons. ¶



Herbert Blomstedt dirigiert (Anspielprobe) das BR Symphonieorchester im Gemeindehaus in Prag am 23. Mai 2010. Oben links: Geigerinnen beim Stimmen ihrer Instrumente im Smetana-Saal des Prager Gemeindehauses.

Mitreißender Ballettabend

„Lucidor“ von Youri Vámos am Mainfranken Theater Würzburg

Von Renate Frey Eisen / Foto: Lioba Schönbeck

Das Würzburger Ballett begeistert immer wieder. Auch die neueste Produktion am Mainfranken Theater geriet ganz nach dem Geschmack des Publikums: Das Handlungsballett „Lucidor“ von Youri Vámos war jederzeit verständlich, eingängig und emotional anrührend. Der international renommierte Choreograf erzählt hier in harmonisch ausgewogenen Bildern eine Geschichte, wie sie Hugo von Hofmannsthal auch in seiner gleichnamigen Novelle schildert: Eine verarmte Witwe verwandelt ihre jüngste Tochter Lucille in einen Jungen, Lucidor, um die Testamentsverfügung zu erfüllen und an ein großes Vermögen zu gelangen. Doch mit dem Erwachsenwerden ihrer Kinder stellen sich Probleme ein; der vermeintliche Junge verliebt sich, möchte ein Mädchen sein, gestattet sich solche Wünsche explizit nur im Traum... Nach diesem Stoff Hofmannsthals ist die bekannte Oper „Araballa“ von Richard Strauss entstanden. Doch Vámos hat für sein Ballett, das er erstmals 1989 herausbrachte, als musikalische Grundlage nicht Strauss'sche Klänge, sondern Ausschnitte aus Kompositionen von Alexander Glasunow gewählt, u. a. aus dessen Klavierkonzert. Dies unterstützt die Tragik der Handlung noch mehr durch die melancholische, aber auch von Lebenslust und kultureller Verfeinerung zeugende Musik. Victor Aslund dirigierte angemessen schwungvoll das Philharmonische Orchester, Jeremy Atkin spielte souverän und farbig den Klavierpart. Zu dem nostalgisch-wehmütigen Gestus der Musik paßten auch Bühnenbild und Kostüme von Michael Scott. Sie zitierten mit wenigen Details wie Kronleuchtern oder hohen Türen und in wunderbar prächtigen, farblich harmonisch abgestimmten Roben der Ballgesellschaft oder dem altmodischen Tennisdress geradezu nostalgisch das Großbürgertum der Jahrhundertwende. Es beginnt zur einleitenden Musik mit Bildern von Beerdigung und Testamentsvollstreckung hinter einem Gazevorhang, also mit der Vorgeschichte. In der ersten Szene ist die Verzweiflung der Mutter zu erleben, das Auftauchen des seltsamen

Notars und der durch ihn erzwungene Entschluß der Mutter, aus dem Mädchen einen Jungen zu machen, indem sie ihr die Haare abschneidet. Die eigentliche Handlung setzt ein mit dem Freizeitvergnügen der vermögenden Jugend beim Tennis, dem Ausgegrenztsein des vermeintlichen Jungen Lucidor und seiner aufkeimenden Neigung zu Wladimir; doch der ist von Lucidors Schwester Arabella begeistert und umwirbt sie, was sich bei der Ballszene noch verstärkt. Im Traum sehnt sich Lucille nach dem Unerreichbaren, in der Realität schreibt er Liebesbriefe, die der Angebetete falsch zuordnet. Der Konflikt verschärft sich, als Arabella mit Wladimir verheiratet werden soll; die aber liebt Adrian. Die Hochzeit der widerwilligen Arabella wird erzwungen, Lucidor eröffnet sich Wladimir, der aber ist entsetzt und mißdeutet, weil er ihn immer noch für einen Mann hält, dessen Annäherung, Lucidor ersticht sich, weil er keinen Ausweg sieht, die Erkenntnis Wladimirs kommt zu spät... Vámos gestaltet Gefühle dabei eindringlich, gibt Personen unverwechselbares Profil. Die Sport-, Ball- und Hochzeitsszene werden in guter Raumaufteilung und oft überraschenden Figuren und Hebungen von der Würzburger Ballettkompagnie getanzt. Besonders gelungen aber ist die Zeichnung der Charaktere: Anna Vita; die Würzburger Ballettchefin, gestaltete die Mutter imponierend glaubhaft, exakt in der Ausführung, zuerst verzweifelt, dann den Notar unentschlossen bei dessen Avancen abweisend, beim Ball elegant, hoheitsvoll, schließlich in verhaltener Autorität. Bestimmt wird sie in ihren Handlungen von diesem geheimnisvoll-unergründlichen Notar, sehr spannungsvoll getanzt von Ivan Alboresi. Als flinker, agiler Adrian gefiel Aleksei Zagorulko, während Guy Albouy als Wladimir vor allem durch weite Sprünge und elegant männliche Ausstrahlung beeindruckte. Ganz reizend und mädchenhaft anmutig war Victoria Hay als Arabella. Caroline Matthiessen aber zeigte das Gespaltene ihrer Rolle sehr überzeugend: in der Traumszene als federleicht tanzende Lucille, als tragisch verliebter Lucidor knabenhaft grazil. Gerade durch sie gelang ein mitreißender Ballettabend. ¶



Caroline Matthiessen

Häuser und anderes

Gedanken zur Architektur - Teil 9

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Ist die klassische Fassade tot? Gehört sie ins Museum zu den anderen hübschen, ein wenig verstaubten Dingen der Vergangenheit? Der Blick in das Innere des Güldendalverlages in Oslo scheint die Frage zu beantworten. Ist die Antwort ernst gemeint oder sieht der berühmte Architekt des Hauses, Sverre Fehn die Sache eher ironisch? Wir können ihn nicht mehr fragen, er ist im vergangenen Jahr gestorben. Eines ist sicher, das kleine Haus ist behandelt wie ein Möbel, wie eine Kulisse in der Inszenierung der inneren Halle. Was wird hier aufgeführt?

Das Zwanzigste Jahrhunderts hat der Fassade im klassischen Sinn übel mitgespielt. Berühmte Architekten wie Le Corbusier fanden sie höchst überflüssig. Die äußere Wand soll Licht entweder hereinlassen oder ausschließen, befand er, konstruktiv sei sie nicht mehr nötig. Andere haben sich nach Kräften bemüht, sie gewissermaßen verschwinden zu lassen. Die Taten dieser Architekten entsprachen nicht immer ihren kraftvollen Sprüchen. Immerhin haben sie erreicht, daß die Oberflächen von Gebäuden, um dies neutral

zu sagen, sich verändert haben wie nie zuvor.

Wenn man der Spur des Wortes folgt, dann leitet Fassade sich über das italienische *facciata* aus dem lateinischen *facies* ab, was Antlitz bedeutet. Die Fassade ist also das Gesicht des Hauses. Ihr kommt, wenn sie sich zur Straße wendet, als Schauseite besondere Bedeutung zu. Hier stellt der Bauherr sich und die Position, die er in der Gesellschaft einnimmt oder vielleicht auch nur beansprucht, öffentlich dar. Sie wird deshalb immer sorgfältig und reich geschmückt, unabhängig vom Stil der Zeit. Die Fassade repräsentiert und tritt symbolisch an die Stelle des Hausherrn. Gleichzeitig erzählt die Fassade über das, was im Haus vor sich geht, welche Nutzungen es enthält. Das Portal, Haupt- und Nebenachsen, geschlossener und offener Wandflächen, Dichte und Größe der Fenster, verschiedene Geschosshöhen zeigen an, wo welche Nutzungen angeordnet sind. Die Außenwand trägt, Pilaster und Säulen dagegen nicht, sie symbolisieren nur das Prinzip des Tragens. Das gilt für private Häuser wie Geschäftsbauten. Selbst Industriebauten gleichen Schlössern. Die Rückseiten der Häuser können ohne Repräsentationsbedürfnis schlichter gestaltet werden.

In dem Moment, in dem die Außenwand ihre tragende Funktion verliert, weil sie von Stützen aus Beton oder Stahl im Innern des Hauses übernommen wird, und damit nur noch eine schützende Funktion gegenüber dem äußeren Klima hat, verändert sich zwangsläufig ihr Aussehen. Dies meint Le Corbusier. Eine bloß einhüllende Haut zeigt sich anders. Das wird immer dann besonders deutlich, wenn man ein Haus ansieht, das frei im Raum steht und vier Seiten hat, die mit gleicher Sorgfalt gestaltet werden müssen. Häuser, die im klassischen Sinn eine Vorder- und eine Hinterfront haben, sind selten geworden. Manche Kunsthistoriker haben deshalb gar den Untergang der Fassade erkannt. Ich sehe allerdings weniger die Fassaden untergehen, als vielmehr die tradierten Theorien der Kunstgeschichte. Es gibt noch Fassaden, wenn auch vielleicht andere. Ja sogar mehr, wenn man allen vier Fronten eines Hauses den Charakter einer Fassade zugestehen will.

Für die Architektur im letzten Viertel des 20.

Jahrhunderts spielen Überlegungen aus dem 19. Jahrhundert eine gewisse Rolle. Der Architekt Gottfried Semper, Erbauer der Dresdner Oper, des Burgtheaters und der kunst- und naturhistorischen Museen in Wien, hat eine so genannte Bekleidungstheorie entwickelt, die die Wand als Bekleidung des Hauses ansieht. Bei gleichem Tragwerk kann ein Haus verschiedene Kleider je nach Nutzung und Bedeutung überwerfen. Eine sehr fruchtbare Idee.



Wohnheim Antonie Werr Wü., Architekt Walter Feser 1975

Wenn die Außenwand nur als Hülle angesehen wird, entsteht eine neue Freiheit in ihrer Behandlung. Grundsätzlich haben sich die Hüllen in zwei Richtungen entwickelt, in eine sehr glatte, straff gespannte Haut und eine eher plastisch in die Tiefe gestaffelte Oberfläche. Zeitbedingte, stilistische Veränderungen modifizieren die Grundrichtung im Detail. Beides entspricht den Aufgaben des Klimaschutzes. Einerseits muß Licht in das Gebäude gelangen, andererseits soll die Sonnenwärme des Sommers ausgesperrt und die Heizwärme im Winter gehalten werden. Die in die Tiefe gestaffelte Lösung des Antonie Werr Hauses sucht das Heil im Schattenwurf für den Sommer, läßt dagegen die flache Sonne des Winters herein. Die glatte, gläserne Wand des Linzer Lentos Museums, in der sich Himmel, Wolken und Stadt spiegeln, beruht auf dem schichtweisen Aufbau der Haut. Jede Schicht hat eine andere Funktion, Schutz vor Regen, Licht, Kälte oder Wärmeverlust. Gelegentlich findet man auch beides zusammen. In der einen sieht man die Last des Materials, die andere verflüchtigt sich im

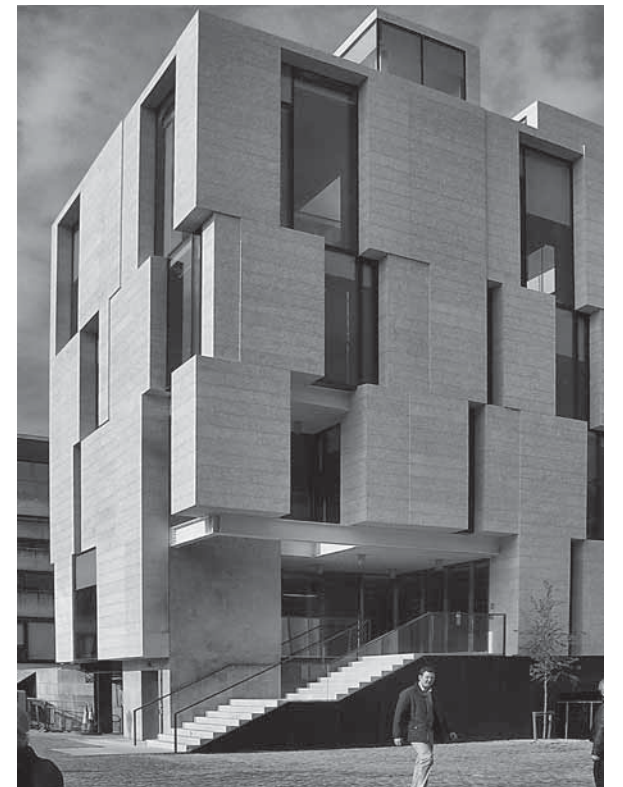


Lentos Kunstmuseum Linz, Österr., Architekten Weber & Hofer 2003

Licht. Und zuweilen entstehen skulpturale Lösungen wie bei der jüngsten, noch nicht vollendeten Bibliothekserweiterung des Trinity College in Dublin.

In einer Zeit der Energieverknappung wird vielleicht der Wärmeschutz durch immer dickere Isolierpackungen übertrieben und der mögliche Energiegewinn zu wenig ausgenutzt. Nicht alles, was uns als ökologisch angepriesen wird, ist es auch. Oft tut es nur als ob, was man mit dem vortrefflichen Begriff des „greenwashing“, der Grünwäsche bezeichnen kann. Notwendig ist eine Betrachtung von der Herstellung der Produkte über den Transport, den Einbau bis zur Entsorgung, die eines Tages folgen muß. ¶

Bibliothekserweiterung im Bau, Trinity College, Dublin 2010



Der Geist aus der Flasche

Unsachliche Gedanken zur Kulturpolitik in mehreren Teilen - angefangen bei Adam und Eva.

Text und Fotos von Wolf-Dietrich Weissbach

Proömium

Die Kultur ist im Suff entstanden. Man könnte dies charmant paraphrasieren, nur: Wozu? Es ist ja nicht in Würzburg passiert, unter komunalrechtlichen Aspekten längst verjährt, und es kann sich ohnehin kaum jemand daran erinnern. Damals, vor 9 000 Jahren, haben gewiefte Steinzeitmenschen in Jiahu (heutiges China) eine Tinktur aus Früchten, Honig und vorher gut durchgekauten Wildreisklumpen (den leckeren Reisbällchen), die sie in die Maische spuckten, angerührt und gären lassen. Mit richtigen Strohhalmen züllten sie dann das köstliche Elixir mit seinem zehnpromzentigen Alkoholgehalt aus dünnhalsigen Tongefäßen. Ernsthafte Trinker wissen, was dann passiert. Vielleicht hatten die Präsapienten in den Jahrtausenden vorher bisweilen matschige Feigen in den Mund gesteckt und torkelten als Homo heidelbergensis oder Homo ergaster durch den Saisonwald, allerdings noch ohne rechten Sinn und Verstand. Doch um 10 000 vor unserer Zeitrechnung war plötzlich die neolithische Revolution angesagt, und die sollte alles verändern.

Am Anfang war der Sud

Patrick McGovern, der amerikanische Archäologe und Molekularbiologe, der die Tonscherben aus Jiahu mittels „Flüssigchromatographie mit Massenspektrometrie-Kopplung“ (das stand so im Spiegel) des Rauschmittelmisbrauches – er fand in ihren Poren Reste von Weinsäure – überführt hat, ist als weltweit anerkannter Experte für Spuren von alkoholischen Getränken an prähistorischen Fundstücken schon anderorts auffällig geworden: In der neolithischen Ausgrabungsstätte Hadschschi

Firus Tepe im Zagros-Gebirge im Iran entdeckte er Weinregale, in denen luftdicht verschlossene Karaffen lagerten, und ebenfalls im heutigen Iran, in der prähistorischen Siedlung Godin Tepe fand er dickbauchige Gefäße, in deren Böden Kerben geritzt waren. Aus den Ablagerungen in den Ritzen isolierte der Nachfahre irischer Einwanderer im Labor Calciumoxalat, ein mißliebige Nebenprodukt der Bierherstellung, das in modernen Brauereien einfach ausgefiltert wird. Patrick McGovern hatte die ersten Bierpullen der Menschheit entdeckt. Wo es heute auf jeden Rausch Peitschenhiebe von Religionswächtern setzt, hatten die apostatischen Urbauern Gerste mit Basaltsteinen zerstampft und sogar verschiedene Sorten Bier, vom „karamellsüßem Dunkelbier über bernsteinfarbenen Pils bis zum süßigen Export“ (das stand so im Spiegel), hergestellt und umtriebzigst verkostet. Nun weiß man seit längerem, daß überall da auf der Welt, wo die Menschen anfangen Pflanzen zu kultivieren, nicht nur Brot gebacken, sondern auch Bier gebraut wurde. Die Sumerer z.B. huldigten, auch etwa 3 500 v. Chr., ihrer Fruchtbarkeitsgöttin Nin-Harra, die ihnen als Erfinderin des Bieres galt, und hielten die geoffenbarte Rezeptur vorsichtshalber auf Tontafeln fest. Allerdings ging man bisher davon aus, daß es wegen Nahrungsmangel, sei es aufgrund unkontrollierter „Sumpfzeugung“ (Johann Jakob Bachofen, Mutterrecht und Urreligion. Stuttgart 1984) oder starken klimatischen Schwankungen nach der letzten Eiszeit zwischen 14 000 und 3 000 v. Chr., zu Ackerbau und in der Folge davon zu Seßhaftigkeit gekommen sei (Vgl. Klaus Eder, Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften. Ffm. 1980). Auch Patrick McGovern beheuchelt noch den Mangel, wenn er sich zu der These gedrängt sieht, daß unsere Ahnen im Vorderen Orient, Ostasien und, wenn auch Jahrtausende später, in Mittel- und Südamerika (Formativum) Gerste, Emmer, Reis, Mais und ähnliches Krautzeug vor allem kultivierten, um alkoholische Getränke herzustellen, denn „energiereichen Zucker und Alkohol moderat in sich hineinlaufen zu lassen war eine fabelhafte Lösung, um in einer feindlichen und rohstoffarmen Umgebung zu überleben“ (zit. nach Frank Thadeusz, spiegel-online vom 19. Dez. 2009). Zum analogen Ergebnis kommt der Münchner Evolutionsbiologe Josef H. Reichholf (Warum die Menschen seßhaft wurden. Ffm. 2008). Seßhaft, so stellt er fest, wurden die Menschen, um es auf einen griffigen Nenner zu bringen: wenn sie so besoffen waren, daß sie nicht mehr laufen konnten. Ausschlaggebend für diesen Entwicklungsschub ist ihm allerdings nicht etwa eine Situation des Mangels,



Ursprungsfiktion frei nach Johann Gottfried Herder: Lucy trifft Schnecke.

wofür es eh keine Belege gibt, sondern, im Gegenteil, eine der Fülle. Anhand einer lückenlosen, wenn nicht redundanten, aber nie langweiligen Indizienkette belegt er dies. Selbst wenn sich aus den bezeichneten Regionen das Wild zurückgezogen hätte, wäre es für die Jäger und Sammler allemal effektiver gewesen, den Beutetieren zu folgen, statt dem behaupteten Selektionsdruck mittels zu aufwendigem und riskanten Ackerbau und viel zu komplizierten Brotbacken gerecht werden zu wollen. Um ihre Plausibilitätslücken zu schließen, müssen zur These vom prähistorischen Mangel die verschiedensten Hilfskonstrukte erhalten, die dann oft jedoch die

Theorie an anderer Stelle untergraben; warum etwa haben sich weltweite Klimaschwankungen jeweils anders oder gar nicht ausgewirkt? So entwickelten sich beispielsweise weder in Australien noch in Schwarzafrika oder Südostasien auf dem Ackerbau basierende, frühe Hochkulturen. Hingegen ist die Koinzidenz von Ackerbau und beinahe schon organisiert zu nennenden Rauschmittelkonsum zumindest auffallend. Das Vorbild des heute so beliebten „Apéro géant“ (frz. für Massenbesäufnis, z.B. auf Facebook-Verabredung) findet sich bevorzugt dort, wo beizeiten – ab etwa 7 000 v. Chr. – Pflanzen kultiviert wurden. Und dies deckt sich wiederum,

wie Reichhoff feststellt, mit jenen Gebieten, in die im Zuge einer ordentlichen Völkerwanderung in der Zeit von etwa 12 000 bis 9 000 v. Chr. offensichtlich zahllose Stammesverbände aus dem Zentrum Asiens geradezu sternförmig (bis nach Amerika) vorgedrungen sind.

Der Festwirt als Schamane

Laut Reichhoff waren es diese Ural-Altaiern (zu denen auch die Indo-Germanen zählen), die die Kenntnisse von den Rauschmitteln mitbrachten und die neolithische Revolution auslösten. Eine nicht unbedeutende Rolle scheint dabei der Umstand gespielt zu haben, daß es nicht die ganz harten Drogen mit starken halluzinogenen Wirkungen, wie Fliegenpilz oder gar Opium, waren, von denen sie Kenntnisse und Rezepte hatten, sondern eben vergleichsweise schwächere, wie Alkohol (Bier, Met, Fruchtwein) und Cannabis, mit eher enthemmender und vor allem die Geselligkeit fördernder Wirkung, und sich diese wohl auch in größerer Menge herstellen ließen.

So wird auch ohne die Annahme eines Gottes-Gens (New York Times / SZ-Beilage vom 23. Nov. 2009 Seite 1 und 4) die Entstehung von Kultzentren plausibel, die als Keimzellen von Dörfern, Städten und schließlich staatlich-organisierten Gesellschaften gelten. Wer das Rezept eines berauschenden Gebräus kannte, auf das alle „wild“ waren, hatte vermutlich schnell eine herausgehobene Stellung in der Gemeinschaft; ihm wurden natürlich besondere Fähigkeiten zugeschrieben.

Die Schamanen, aus denen sich später eine mächtige Priesterschaft entwickelte, wären zunächst nichts anderes als Festwirte gewesen. Sie mußten nur beständig für Nachschub des religiösen Schmierstoffes sorgen. Josef H. Reichhoff belegt – wie gesagt – seine Theorie mit großer Sorgfalt, ganz neu ist sie aber nicht. Der französische Soziologe Michel Maffesoli kam in seiner „Soziologie des Orgiasmus“ (Im Schatten des Dionysos. Ffm. 1986) zu einem ähnlichen Ergebnis. Allerdings führte er die Beliebtheit solcher prähistorischen Events nicht allein auf die verabreichte Dröhnung zurück, sondern auf jedwede orgiastische Auswüchse (wozu natürlich auch der damalige Techno-Pop und mehr oder minder ruckartige Tanzbewegungen gehörten). Rauschende Feste ließen ein Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen, waren gemeinschaftsbildend und gemeinschaftsstabilisierend und sorgten mittels der schon erwähnten Sumpfzeugung für eine

brauchbare genetische Durchmischung. Sonderlich beliebt ist eine solche Sicht der Dinge freilich nicht; nicht unter Paläoanthropologen, überhaupt nicht unter Humanwissenschaftlern und schon gar nicht unter den ortsüblichen Schöngestirnen. Man hat zwar keine Probleme, sich die Altvorderen als mordlustige Raubtiere vorzustellen, aber einen Cro Magnon, der in älteren Biologieschulbüchern als relativ hellhäutiger Prinz Eisenherz daherkam, der sich betrunken über eine Neandertalerin hermachte; so bitte auch nicht. Und doch könnte es so ähnlich gewesen sein. Zumindest wurde jüngst herausgefunden, daß Cro Magnon und Neandertaler tatsächlich etwas miteinander hatten.

Lieber eine matschige Feige

Noch beunruhigender für die moderne Gesellschaft ist allerdings, daß dem wilden Orgiasmus, dem triebhaften, hemmungslosen Ausleben aller Regungen auch heute noch eine gesellschaftsstabilisierende Funktion zugesprochen werden müßte. Das ist aber eine andere Geschichte. Klar ist, daß so wenig unsere Abstammung von den Affen wohl noch geleugnet werden kann, so deutlich sollen möglichst frühzeitig die Differenzen ausgemacht werden – am besten genetisch bedingt. Gottes-Gen, Spiegelneuronen, wie wäre es mit einem iPad-Gen? Derartige Forschungsergebnisse nähren zwar den Verdacht, daß gegenwärtig eine ganze Reihe von Wissenschaften degenerieren – etwa auf den Stand eines überwunden geglaubten Sozialdarwinismus; aber zumindest ist man sich über das Vorhandensein eines Sprachgens (FoxP2 – Forkhead box protein P2 – auf Chromosom Nr. 7) weitgehend einig. Einig übrigens auch insofern, daß dieses Gen uns beim Sprechen „sehr nützlich“ ist, aber noch keineswegs erklärt, wie es zu Sprache (und Bewußtsein) kam. Hier wäre es jetzt zwar eigentlich geboten auf Johann Gottfried Herders Ursprungsfiktion (J.G. Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Berlin 1772 / Stuttgart 1966), der ersten Begegnung eines Menschen mit einem Schaf, einzugehen, aber im Sinne einer ohnehin gewagten Heuristik ist es sinnvoller, Julian Jaynes (Der Ursprung des Bewußtseins. Hamburg 1993) und seine „Urknalltheorie des Bewußtseins“ heranzuziehen. Der amerikanische Psychologe geht davon aus, daß unsere Ahnen aufgrund der zwei Gehirnhälften zunächst über eine bikamerale Psyche verfügten, sodaß es in den Anfängen der Sprachentwicklung in jedem einzelnen zu einer Kommunikation zwischen



Am Anfang war der Sud.

Sprachzentrum und Hörzentrum kam. Man soll sich dies in etwa so vorstellen, daß der Rudelchef irgendeinen aus der Gruppe anbellte und mit Gesten klarmachte, er solle oben auf dem Baum aufpassen, daß kein Säbelzahniger im Anmarsch ist. Mangels Bewußtsein (wie auch Mangels eines Instinktes) aber hätte der Auftragsnehmer seinen Job, sobald er sich nur umdrehte, nicht mehr gewußt. Aber, da es sich um eine Streßsituation handelte, hat der Wächter die Laute in seinem Hörzentrum halluziniert und blieb auf dem Posten. So plausibel diese Theorie klingt, die ohne gewisse Anleihen beim „symbolischen Interaktionismus“ eines George Herbert Mead nicht auskommt, bedeutete dies,

daß der arme Tropf auf dem Baum womöglich über Stunden Streß und immer dieselbe Halluzination haben müßte. Die sprachlichen Strukturen, die so vorstellbar entstehen könnten, wären zudem recht eingeschränkt; der „Wachhund“ wüßte so auch noch nicht, worauf er achten sollte, auch könnte man ihm nicht die Fähigkeit der Antizipation zuschreiben, d.h. die Drohungen des Clanchefs müßten den Streß auslösen; und was ist, wenn der Wächter etwas ganz anderes halluzinierte? Jedenfalls scheinen im Modell von Jaynes eine ganze Vielzahl von stillschweigenden Voraussetzungen eingeflochten, bishin zu instinktiven Verhalten, das der gestellten Aufgabe ohnehin viel besser gerecht geworden wäre.



In der Trunkenheit erweitert sich der individuelle zum kollektiven Körper.

Im Lichte der Theorien von Maffesoli, Reichhold und McGovern könnte man an der bikameralen Psyche und auch an den Halluzinationen festhalten, müsste lediglich den Streß als Auslöser durch die matschigen Feigen ersetzen. Sprache und Bewußtsein hätten sich dann ab etwa 30 000 v. Chr. (zu der Zeit entstanden auch die Höhlenmalereien z.B. in Altamira) eher lustbetont und spielerisch entwickelt. Bei den orgiastischen Kultveranstaltungen wären einerseits die festen Clanordnungen aufgebrochen worden, hätten sich neue Verknüpfungen ergeben, was, wenn man so will, die von Noam Chomsky als Voraussetzung von Sprache behaupteten, grammatischen Strukturen sein könnten, und

das entstandene, erweiterte, auf eine größere Anzahl bezogene Gemeinschaftsgefühl, ergäbe ein herrliches Modell für das, was wir bis heute (universale) Vernunft nennen. Nicht von der Hand zu weisen ist, daß die antiken Autoren Vernunft immer wieder mit Trunkenheit in Verbindung bringen. ¶

Lesen Sie die spannende Fortsetzung in nummer57. Wird der Autor die Kurve kriegen oder sich völlig verrennen? Wird es vielleicht gar erst in nummer58 tatsächlich um Kultur politik gehen? Ist eine Vorrede (Proömium - das Wort ist einfach so schön) über mehrere Seiten wirklich nötig? Fragen über Fragen.

Ingrid Hartlieb Totale

18. 6. – 19. 9. 2010



KUNSTHALLE
SCHWEINFURT

Geöffnet
Di-So 10-17 Uhr
Do 10-21 Uhr
www.kunsthalle-schweinfurt.de

Fördert aus Mitteln des Kulturfonds Bayern
Bayerisches Staatsministerium für
Wissenschaft, Forschung und Kunst
Bezirk Unterfranken
– Unterfränkische Kulturstiftung

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Die Künstler der **VKU Würzburg** gehen wieder mal auf Reisen. 29 von ihnen zeigen im schönen **Kunsthaus Reitbahn 3 in Ansbach** die Proben ihres Könnens. Die Würzburger revanchieren sich damit für das letztjährige Gastspiel der Ansbacher Künstler im Spitalé. [as]

Vom 24. Juni bis 18. Juli

„**Der nackte Wahnsinn**“ von **Michael Frayn** ist ein Stück über all die Tücken, die eine Theaterinszenierung mit sich bringt. Die Zuschauer erleben die letzte Probe vor der Premiere. Es geht schief, was schiefgehen kann, weder können die Schauspieler ihren Text, noch kennen sie sich mit den Requisiten aus. Zu guter Letzt geht auch noch der Bühnenaufbau in die Brüche. Während den Aufführungen in verschiedenen Städten wird es nicht viel besser. „Text, Türen, Taschen, Kisten, Sardinen“ präsentiert vom **Theater Dreieck im Cafe Cairo** am 1. und 3. Juli, jeweils um 19 Uhr. [as]

Info @cairo.wue.de

Ein absolutes Muß für die Musikfreaks ist wieder das kostenlose **U&D Festival** auf der Mainwiesen vom 18. bis 20. Juni. Über 50 Bands haben sich dazu angesagt. Neben den Konzerten gibt es wieder ein buntes, abwechslungsreiches Rahmenprogramm, so dass man getrost ein paar Nachmittage und Abende am Mainufer niveauvoll vertrödeln kann. Im Kunstzelt präsentieren sechs Fotografen aus Bayern (u.a. angehende Fotografen von der FH Würzburg) „Die Gesichter und Charaktere Riminis“. Sie machten sich auf eine dokumentarische Spurensuche durch der Deutschen liebstes Urlaubsziel. Die Geburtsstadt des Regisseurs Federico Fellini hat offenbar mehr zu bieten als Liegestühle und Sonnenschirme. Bei der StraMu- Varieté- Gala treten die Preisträger des Sparda- Nachwuchspreises vom StraMu und die Publikumsliebhaber der Samstag nachmittäglichen Wegelagerer auf. Dieser besondere Abend mit Jonglage, Artistik und Musik soll einen kleinen Vorgeschmack auf das 7. internationale Straßenmusikfestival StraMu am 11. & 12. September 2010 in Würzburg geben, wenn wieder 300 Künstler

Anzeige



50 JAHRE DRUCKQUALITÄT

Traditionsbetrieb mit Zukunft...

High-End-Qualität und Präzision stehen bei uns an oberster Stelle. So wie es unsere zahlreichen Stammkunden seit jeher von uns gewohnt sind.

**Eine Tradition die verbindet,
der man vertraut.**

Beckdruck GmbH

97076 Würzburg, Fraunhoferstraße 9
Telefon (09 31) 28 44 90, Fax 28 44 34

info@beckdruck.de www.beckdruck.de

Traditionsbetrieb über 50 Jahre



Kilian Lipp

Neue Bilder – bis 27. Juni 2010

MAX-21
Galerie

Öffnungszeiten: Samstag und Sonntag jeweils 14.00 - 18.00 Uhr
zusätzliche Besuchstermine gerne nach Anmeldung
Maxstraße 21 97346 Iphofen Tel.: 09323/870656
internet: www.max-21.de e-mail: info@max-21.de

aus aller Welt die Stadt in mediterranes Flair tauchen. Flanieren kann man wieder über den „WortWeg“. An zwischen Bäumen gespannten Seilen werden wieder Großdrucke von Gedichten hängen. Die Gedichte wurden den Festivalmachern im Laufe der letzten Monate von Euch vorgeschlagen. Dazu gibt es auch noch ein reichhaltiges Kinderprogramm an allen drei Tagen. Und wenn das Wetter wieder mal nicht mitspielt (was wir nicht hoffen wollen!) hilft bestimmt ein Stück Kuchen und ein leckerer Espresso im Zelt. ^[as]

Also nicht vergessen: 18. bis 20. Juni!!!!

Das ganze Programm mit vielen Infos gibt es unter: www.umsonst-und-draussen.de

Martin Armbruster in der **Galerie des Cafés „wunschlos glücklich“**. Die rund 80 Arbeiten, die der Illustrator und Künstler Martin Armbruster in der Galerie des Cafés „wunschlos glücklich“ in der Bronnbachergasse 22R in Würzburg zeigt, sind auf den ersten Blick „liebenswert und witzig“. So sagte es Manou Wahler, Mitinhaberin der Designer-Plattform „Herr Pfeffer“ in der Büttnerstraße 13 auf der Vernissage. Allerdings haben die Werke von Armbruster immer auch ein Element, „das einen schaudern lässt“, so die Kunstethnologin, die

besser unter dem Namen „Missmanou“ bekannt ist, weiter. Die farbenfrohen, zumeist kleinformatigen Arbeiten des 37-jährigen Martin Armbruster, die in in der kleinen aber feinen Galerie unter dem Titel „Ausstellung von Wetterkästen, Wassermännern & Vulkanausbrüchen“ in der Bronnbachergasse zu sehen sind, verleugnen ihre Herkunft aus dem Design-, Comic- und Animationsbereich nicht. Die Serien erzählen fantastische, mitunter ins Surreale überbordende Geschichten. Und auch die Einzelarbeiten ermuntern den Betrachter, sich aus dem Bildmotiv eine Story fortzuspinnen. Armbruster arbeitet vor allem in Acryl, Aquarell und Siebdruck. Die amüsant-hintergründigen farbenfrohen Figuren des gebürtigen Stuttgarters, der diplomierter Grafik-Designer ist und sein Handwerk dank des Besuchs verschiedener Akademien von der Pieke auf gelernt hat, verfügen vor allem über eine Fähigkeit, die sie so sympathisch macht und nach der wir uns alle wohl ein wenig sehnen: die Fähigkeit nämlich, sich im Alltag überraschen zu lassen. Es ist Martin Armbrusters erste Einzelausstellung in Würzburg, wo er seit 2006 lebt und arbeitet. ^[fk]

Die Ausstellung läuft bis zum 30. Juni und ist zu den üblichen Öffnungszeiten des Cafés „wunschlos glücklich“ (8-22 Uhr) zu sehen.



Michael Armbruster:
Aus der Serie „Herr Pokowskis Tag“
(Aquarell auf Pappe)

LISE CHARMEL Anzeige



Ich fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Jetzt neu:
Am Schmalzmarkt 5
Tel.: 0931-52304

Ein großes Frisches
aus einem kleinen Dorf.



DISTELHÄUSER

Immer eine frische Idee